



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., W.: Aus den Briefen Goethes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herr im eignen Hause werden, und viele Mißbräuche, die ihren Ursprung und ihre Stütze gerade in der Abhängigkeit vom Staate haben, würden verschwinden, zur großen Genugthuung der Bischöfe, die bisher vergebens oder doch nur mit geringem Erfolge gegen sie angekämpft haben.

Daß die Kirche noch einen festen Halt im Lande hat und bei allen Schäden und schwachen Seiten doch einen guten Kern enthält, wird durch nichts besser bewiesen als durch die rühmliche Opferwilligkeit ihrer Anhänger und die entseugungsvolle Arbeit so vieler Geistlichen. Mancher Priester auf guter Pfründe mag ja sein Amt nur als eine milchende Kuh betrachten und von seinen Pflichten gerade soviel erfüllen, als unumgänglich nötig ist, bei den meisten, seien sie aus den obern Zehntausend oder aus der Million entsprossen, herrscht ein ernster Geist redlicher Pflichterfüllung. Das herrliche Bild, das Chaucer von dem kleinen Pfarrer entworfen hat, paßt auch jetzt auf tausende:

Was Christus samt den zwölf Aposteln sprach,
Das lehrt' er, doch zuerst that er danach.

Dieser Geist, der jetzt alle Schichten der Geistlichkeit durchdrungen hat, ist hauptsächlich eine Folge der Oxford Bewegung, und das darf nicht vergessen werden, wenn man die ritualistischen Auswüchse verurteilt. Noch hat es nirgends eine starke Bewegung gegeben, die von häßlichen Auswüchsen frei geblieben ist. Eine ernste Gefahr für die Kirche liegt in dem ritualistischen Treiben nicht, und an Einbußen ist sie gewöhnt. Wohl aber kann die Krisis heilsame Wirkung ausüben, indem sie die öffentliche Teilnahme erregt und vereinte Aufmerksamkeit auf die Gebrechen, die der Kirche anhaften, lenkt. Nur das schwerste Gebrechen kann nicht berührt werden; denn das liegt in der eigentümlichen Zwitterstellung der anglikanischen Kirche zwischen Protestantismus und Katholizismus. Sie wird neue Kämpfe zu bestehen haben und wird wahrscheinlich nach rechts und links Mitglieder verlieren. Ob sie entstaatlacht wird oder nicht, eine Zwitterkirche muß sie bleiben oder überhaupt aufhören zu sein.



Aus den Briefen Goethes



vor kurzer Zeit ist ein neuer Band der Weimarer Ausgabe von Goethes Briefen erschienen. Es ist dies der dreiundzwanzigste und umfaßt die Zeit vom Mai 1812 bis August 1813, also sechzehn Monate. Man kann daraus ungefähr entnehmen, wie viel Bände noch erforderlich sein werden, um die ganze Sammlung zum Abschluß zu bringen. Die meisten der Briefe sind schon bekannt, aber weit zerstreut gewesen; doch sind nicht wenige mit dem Stern bezeichnet, der

anzeigt, daß sie hier zum erstenmal oder in bedeutend vervollständigter Gestalt veröffentlicht sind. Über den Wert der Sammlung braucht man kein Wort zu verlieren. Die nach den verschiednen Empfängern verteilten Briefwechsel sind andrer Art; ihr Reiz besteht darin, daß sie jede einzelne der persönlichen Beziehungen erkennen und verfolgen lassen. Sie legen die besondern Fäden bloß, die vereinigte Sammlung zeigt das ganze Gewebe. Nur diese vergegenwärtigt unmittelbar die Vielseitigkeit der Beziehungen, in denen Goethe lebte, die Unererschöpflichkeit seines Aneignungsvermögens, die Stärke seiner gleichzeitigen Interessen. Gerade die Vollständigkeit der Sammlung, das Neben- und Durcheinander einer ausgebreiteten Korrespondenz bringt das erst zum vollen Ausdruck. Ein einziges Beispiel mag das deutlich machen. An einem und demselben Tage schreibt Goethe an Zelter über Ifflands Spiel und von seinem Versuch über Myrons Ruh, an Seebeck über Optisches und über einen Hegelschen Satz, dessen Paradoxie ihn geärgert hatte, an Fritz Schloffer Ökonomisches und zugleich eine auf Dichtung und Wahrheit bezügliche Anfrage, an Bertuch wegen einer Berghöhenkarte, die er, durch Alexander von Humboldts Ideen zu einer Geographie der Pflanzen angeregt, entworfen hatte und in Bertuchs Anstalt anfertigen ließ, an D. Friedländer über eine Anzahl Münzen, die er dem Berliner Sammler als Gegengabe für eine antike Herme zusandte, an F. H. Meyer wegen Nürnberger Skulpturen des sechzehnten Jahrhunderts, endlich an den Theaterintendanten Kirms in Weimar wegen eines neuen, von Eberwein in Musik gesetzten Balletts. Das alles an einem Tage.

Versetzt man sich in die Briefe eines so kurzen Zeitraums, so erscheint das Leben Goethes von einer andern Seite als der gewohnten: anstatt des Aufrisses sieht man es gleichsam in einem Querschnitt, der mit einemmal die ganze Mannigfaltigkeit der Gegenstände bloßlegt, die diesen rastlosen Geist beschäftigten. Dies ist der erste Eindruck. Der nächste ist der, daß er es zugleich im höchsten Grade versteht, aus dem weiten Umkreis von Menschen und Dingen, denen er hingegeben scheint, in sich selbst zurückzukehren. Dem unerfülllichen Trieb, in alle Gebiete einzudringen, hält die höchste Fähigkeit und Energie, sich selbst zu behaupten, die Wage. Man kann sagen, die Kunst, sich grenzenlos auszubreiten und zugleich ganz für sich zu sein, ist der Grund, auf dem sein geistiges Gleichgewicht ruht. Er läßt sich in alles ein, aber nur um für sich zu sammeln und zu lernen. Man hat deshalb nie das Gefühl fruchtloser Zersplitterung, denn er nimmt nur das auf, was seiner Natur gemäß ist, und was er dieser assimilieren kann. Alles andre lehnt er ab, es ist nicht für ihn vorhanden. So vor allem das Politische.

Niemals spricht er in seinen Briefen über die allgemeine Weltlage oder über besondere politische Vorgänge. Mit deutlicher Absicht hält er dieses ganze Gebiet von sich fern. Es ist die Zeit der Allmacht Napoleons, der Katastrophe in Rußland, des Anfangs des Befreiungskrieges. Keine Silbe verrät, daß er einen innern Anteil nimmt, weder an dem Druck, der auf dem Weltteil lastet, noch an den Anläufen, die Ketten zu zerbrechen, an dem Sturm der Be-

geisterung, der im Frühjahr 1813 den Norden des Vaterlandes durchbrauste. Doch auch kein Wort des Unmuts über den Franzosenhaß, wie deren sonst von ihm bekannt sind, keine spöttische Äußerung über den patriotischen Aufschwung hat er den Briefen anvertraut. Was auf dem großen Welttheater vorgeht, ist nicht seine Welt. Nur einmal entschlüpft ihm eine Art politischer Stoßseufzer. Man weiß, mit welcher Spannung im Sommer 1813 dem Ablauf des Waffenstillstands entgegengesehen wurde. Goethe wünschte, daß er zum Frieden führe. „Die Verlängerung des Waffenstillstands — so schreibt er am 1. Juli seiner Gattin aus Teplitz — beruhigt uns hier; die Einrichtung des Schlosses und der Stadt Gitschin zu einem Kongreß giebt die besten Hoffnungen denen, die den Frieden wünschen. Worunter ich denn auch im stillen gehöre. Denn laut darf man mit solchen Gefinnungen nicht sein.“ Die Patrioten wünschten bekanntlich das Gegenteil. Sie hatten alle Ursache, einen faulen Frieden zu fürchten.

In keinem der Briefe dieses Zeitraums, und es sind fast dreihundert an der Zahl, wird auch nur der Name des Imperators genannt. Und aus keinem würde man eine Parteinahme in dem ungeheuern Entscheidungskampf, der sich in diesen Monaten vorbereitete, herauslesen können. Erst nachdem die Entscheidung gefallen war, verraten die Briefe, auch jetzt noch leise und bescheiden, daß die Wünsche des Dichters im stillen auf Seite der Verbündeten gewesen waren. (An die Gräfin O'Donell, 30. Oktober 1813 und 8. Februar 1814.)

Goethe hat sich in seiner Weise mit den Dingen des Weltlaufs abgefunden. Er weiß, daß er nichts dazu thun kann, folglich bescheidet er sich, ein stummer Zuschauer zu sein und inzwischen dem zu leben, was seines Berufes ist. Kommt er auf seinen Reisen zu Szenen, die mit dem Kriege zusammenhängen, so ist es lediglich der ästhetische Eindruck, der ihn beschäftigt. Auf der Reise nach Karlsbad im Jahre 1812 trifft er auf italienische Soldaten, die im Begriff sind, zur großen Armee zu stoßen. Und wie berichtet er über dieses Erlebnis? Er schreibt am 1. Mai aus Hof an die Seinigen: „Hübsche Lage des Gasthofs zum Hirsch, große Lebendigkeit, hübsche Mädchen, muntere Kinder, viel Beweglichkeit, italienische Truppen, bei der günstigen Witterung alles mit Aekern und Säen auf den umliegenden Feldern beschäftigt. Die Truppen hatten dunkelbraun und gelb. Der vielen Fuhren nicht zu vergessen, die uns, schwer beladen, teils entgegenkamen, teils in Hof an uns vorbeifuhren. . . . 150 Wagen, jeder mit zwei Ochsen bespannt, zogen vorbei; die Wagen, wie man sie in Italien sieht, die Räder und Gestelle schwer und altertümlich; oben waren Bretterlasten, groß, aber flach aufgesetzt; die Ochsen graulich, falb, gesprenkelt“ usw. Ganz wie ein Maler solche Szenen beschreiben würde.

Nach dem Brande von Moskau kann er nicht umhin, auf eine Mitteilung Reinhardts, des damaligen französischen Gesandten in Kassel, zu erwidern. Er erwähnt das Ereignis mit ausgesuchter Gleichgiltigkeit, mitten unter andern Gegenständen, fast geringschätzig: „Daß Moskau verbrannt ist, thut mir gar

nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben.“ Sa er steigert sich in dieser künstlichen Stimmung und zwingt sich dazu, das Ereignis spaßhaft zu nehmen. Dann aber knüpft er Worte menschlicher Teilnahme daran, weil Reinhard von persönlichen Familienverlusten, die er in der Katastrophe erlitten, berichtet hatte.

Goethe hatte in dieser Zeit viel über Störungen seiner Gesundheit zu klagen, aber es war zugleich, um allem, was an Krieg und Staatshandel erinnerte, zu entgehn, daß er gerade in diesen Jahren länger als sonst in den böhmischen Bädern verweilte. Im Jahre 1812 ging er Anfang Mai nach Karlsbad und kehrte erst gegen Mitte September nach Weimar zurück, und im folgenden Jahre reiste er schon am 17. April nach Teplitz. Recht eigentlich als Flüchtling suchte er diesmal das friedliche Böhmen auf, denn gleich am Tage nach seiner Abreise trafen die Franzosen in Weimar ein. Das Heranziehen des Kriegsgewitters, „die sonderbare und ahnungsvolle Trübung des politischen und militärischen Himmels,“ hatte ihn unruhig und unentschlossen gemacht; er schwankte, ob er reisen sollte oder nicht, bis endlich die Seinigen, die seine Natur kannten, ihn an dem genannten Tage forttrieben. Und kaum ist er auf der Reise, so ist er auch schon in der besten Laune. Gleich am ersten Tage regt sich der dichterische Trieb. Er hört unterwegs eine Sage vom getreuen Eckardt, die sogleich rhythmische Gestalt gewinnt. Anderntags bringt er die Totentanzlegende in Reime, und gleich darauf reizt ihn ein geschmackloses, sentimentales Lied, das er rezitieren hört, zu einer Parodie. „Ich habe geliebt, nun lieb ich nicht mehr,“ dieses „elendeste aller deutschen Lieder“ verkehrt er in das freudig bejahende: „Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht.“ Gegen Zelter entschuldigt er sich allerdings, daß diese Strophen in der jetzigen Zeit entstanden sind, und nennt sie einen unzeitigen Scherz. In Wahrheit wurzeln sie gerade in dem Gegensatz gegen das trostlose Weltgetümmel: sie atmen ganz das frohe Behagen an seiner privaten und häuslichen Existenz, das er sich durch nichts rauben lassen will. — Unterwegs läßt er sich wohl von vorangegangnen Kriegsszenen erzählen, aber allem Aufregenden weiß er auch hier zu entgehn. Was er vernimmt, rückt sich ihm unwillkürlich gleich ins Epische. In Meissen erzählt ihm die Wirtstochter „mit großer Gemütsruhe“ die Verbrennung der Brücke durch Davoust, „und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehen habe.“ Jetzt war alles vorüber, auch die Einquartierungen, die Gefangnenzüge, die Kosaken mit ihren nachschwimmenden Pferden. „Das war alles vorübergegangen, und Meissen befand sich vor wie nach. Dies ist, was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat, und doch noch alles auf den Füßen findet.“

Näher wird er vom Kriege während seines Aufenthalts in Dresden berührt; die beiden verbündeten Potentaten, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, werden erwartet, Truppen ziehn hin und her, und Kosaken lagern in der Stadt. Wiederum reizen ihn die sich darbietenden Genreszenen:

die Kosaken führen ein Kamel mit sich, und die seltsamen Fremdlinge bewundern in den Schauläden den Nürnberger Tand, kaufen Nadelbüchsen und freuen sich an den Holzpferdchen und an den bespannten Kutschen. „Es ist, so fährt er fort, ein großes Treiben in der Stadt. Dazwischen fehlt es nicht an Orgelmännern, seltsam gekleideten Kindern, die Kunststücke machen, und sonst an Buden und Läden, wo wie an der Messe allerlei Wunderliches zu sehen ist.“ Eines Nachts aber hatte er ein „fürchterliches“ Erlebnis. Man muß es mit seinen eignen Worten erzählen: „Des Nachts gegen elf weckte mich eine fürchterliche Erscheinung. Die Straße war von Jackellicht erhellt, und ein wildes Kriegsgetöse hatte mich aus dem Schlafe geschreckt. Eine Kolonne hatte in der Straße Halt gemacht. Es war eine unangesagte Einquartierung. Ganz verwünscht sah es aus, wenn sich die Thore der großen Häuser aufthaten und zehn, zwanzig, dreißig bei Jackelschein in ein Gebäude hineinstürzten. Doch sind die Wirte das nun schon gewöhnt, sie haben Stuben und Lager wie sie konnten eingerichtet, Essen halten sie schon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleisch und Sauerkraut, Kartoffelsalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Branntwein sind die Hauptingredienzien des Gastmahls.“ In der Galerie, im Kupferstichkabinett und bei den Mengsschen Gipsen erholt er sich bald wieder von der fürchterlichen Erscheinung. Bewegung und Zerstreuung thun ihm gar wohl. Personen aber sieht er nicht viele, „und ist auch nicht viel Freude dabei. Man hört nichts, als was man leider schon mit sich selbst hat abthun müssen. Das Vergangne zu hören ist ekelhaft, und wer wüßte von der Zukunft was zu sagen.“

Nichts war ihm verhaßter, als wenn er die „müßigen philisterhaften Zuschauer“ von Politik reden hörte. Er hatte eine sehr hohe Meinung von denen, die die Weltgeschichte zu lenken hatten; doch schwagen, wo man nichts thun konnte, hielt er für Thorheit. Daß es aber nicht Gleichgiltigkeit war, sondern ein nach innerer Verarbeitung gefaßter und durchgeführter Entschluß, was ihn veranlaßte, sich das Politische vom Leibe zu halten, das zeigt eben jenes Wort in dem Brief an seine Frau aus Dresden am 25. April: „man hört nichts, als was man leider schon mit sich selbst hat abthun müssen.“ Daß er in der Stille schwer unter dem Druck der Zeiten gelitten hat und die ganze Willenskraft anspannen mußte, um sich davon zu befreien, verrät sich in mancher brieflichen Äußerung. An Meyer, der im Begriff war, nach seiner schweizerischen Heimat zu reisen, schrieb er (21. Juli 1813): „Wer es just möglich machen kann, soll sich aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden.“ An Zelter schreibt er am 27. Juli, er habe den Sommer in äußerer Ruhe und gutem Wohlbefinden zugebracht, „das Gemüt aber über das allgemeine, was die Welt drückt und bedroht, zu beruhigen, hält schwer.“ Und um dieselbe Zeit an Voigt, er könnte diesesmal recht glücklich in Teplitz sein, „wenn nicht die Verdüsterung des politischen und militärischen Himmels und die Nöte so vieler

unaussprechlich Unglücklichen jedes Behagen verscheechte, dergestalt, daß wir es uns zum Vorwurf machen, in dem Moment, wo jedermann leidet und fürchtet, einige vergnügte Stunden zu genießen, wie mir denn doch manche in den hiesigen Gebirgen gegönnt waren." Das Behagen also, das er genießt, und das er wiederholt dankbar preist, ruht auf einem ernstern Grunde. Er ist nicht fühllos in dem allgemeinen Elend, nicht gleichgiltig gegen den Krieg und seine Leiden, vielmehr bricht immer seine menschliche Teilnahme durch, aber er kann nichts dazu thun, und darum steht sein Entschluß fest, sich für seine Person aus dem Weltgetöse in die Stille zurückzuziehen und das zu thun, was sein Beruf und seine Pflicht ist. Thue jeder das seinige, das ist die Lehre, die er für sich aus der Weltlage ableitet, und die er gerade in diesen Tagen als seine Maxime immer wiederholt. „Haltet euch nur an eurer Stelle so gut ihr könnt, und wegen meiner seid unbesorgt; ich will schon das meinige thun.“ „Thue nur jeder in jedem Augenblick das seinige.“ „Allen tüchtigen Menschen bleibt durchaus nichts weiter zu thun, und wenn der Schmied immer sein Hufeisen schmiedet und die Köchin immer kocht, so ist das notwendige und rechte gethan im Krieg wie im Frieden. Alles reden, schwätzen und klatschen ist vom Übel.“

Das Geschäft aber, das ihm jetzt obliegt, und zu dessen Förderung er sich in die böhmischen Bäder zurückzieht, ist die Erzählung seines eignen Lebens. Inmitten der Bedrängnisse der Zeit beschwört er die Tage seiner Jugend herauf und versenkt sich mit historischem Sinn in die Zustände des vergangnen Jahrhunderts. Seine Denkart hat mit den Jahren eine „historische Wendung“ genommen (an Jacobi, 10. Mai 1812). Zur Fortsetzung des Werkes erbat er sich noch immer Beiträge von den alten Freunden, und obwohl von Anfang an das ganze Werk mit dem Eintritt in Weimar abschließen sollte, waren ihm doch auch Beiträge über spätere Zeiten willkommen. So wünschte er von dem Berghauptmann von Trebra Aufzeichnungen für die erste Weimarer Zeit, die Auffrischung der Bilder jener glücklichen Epoche. „Die frühern Zeiten der Kindheit und ersten Jugend bleiben lebhaft bestimmt in der Einbildungskraft geprägt, wenn die spätern Ereignisse, die sich leidenschaftlicher übereinander drängen, sich wechselseitig aufheben und nur erst mit einiger Anstrengung und von ihrer Seite, wie der Geist des Hohepriesters, widerstrebend hervorrufen lassen.“ Seine Jugendjahre aber will er mit heitern Farben darstellen, hierzu braucht er heitere Stimmung, und auch darum will er sich vom Lärm der Welt abschließen, will Ruhe um sich haben. Zwar im Mai 1813 hatten sich die Kriegsunruhen auch bis an die böhmische Grenze, in die Nähe von Teplitz gezogen, und er war damals froh, daß er seinen eignen Wagen mit ins Bad genommen hatte. „Denn da man so nah am Kriegsschauplatz ist, daß man nachts sogar manchmal die Feuerzeichen am Himmel sieht, wenn irgend ein unglücklicher Ort brennt, da man von lauter Flüchtigen, Blessirten, Geängstigten umgeben ist, so sucht man gern in die Weite zu kommen, wenn man zu Hause sein bißchen Geschäft abgethan hat.“ Um so ungestörter war

der Sommer zuvor in Karlsbad gewesen, und immer wieder rühmte er, wie er hier Ruhe und Muße zur Arbeit gefunden habe. „Ich bin gesund und kann arbeiten. Was verlang ich mehr?“ „Ich halte mich an meine Arbeit, wie es auch am Ende jeder thun muß, er mag ein Geschäft oder ein Handwerk haben, welches er will.“ Der Badegesellschaft weicht er möglichst aus, aus Gründen, die wir schon kennen. „Gesellschaft seh ich fast gar nicht, sie sind alle im Augenblick ersoffen und quälen sich von Morgen zu Abend mit widersprechenden Meinigkeiten.“ Übrigens bringen die Kriegsläufe es auch mit sich, daß die Badegäste überhaupt spärlicher sind als sonst. Aufregendes aber für seinen Herzenszustand giebt es nichts — mit einer einzigen Ausnahme.

Es ist die Kaiserin Maria Ludovika von Österreich, die in dieser Zeit den obersten Platz in seinem Herzen einnimmt. Zum erstenmal war er mit der jungen schönen Fürstin im Juni 1810 in Karlsbad zusammengetroffen, und schon damals hatte sie ihn lebhaft angezogen. „Höchst angenehm, heiter und freundlich“ rühmte er sie gegen den Herzog. Alle, die sie kannten, priesen ihre natürliche Anmut, ihr ungezwungnes, gewinnendes Wesen, ihre Freude an Scherz und Spiel; eine echte Wienerin, wie K. M. Werner sagt, der Goethes Briefe an ihre Hofdame, die Gräfin Josefine O'Donell, zuerst herausgegeben hat. Damals, im Jahre 1810, hatte er auf Wunsch der Karlsbader Bevölkerung die Kaiserin bei ihrer Ankunft in einem Gedichte begrüßt, und als sie nach vierzehn Tagen schied, dichtete er auf ihren Wunsch „Der Kaiserin Abschied,“ Strophen, in denen die Hoffnung des Wiedersehens an diesem Orte ausgedrückt war. Diese Hoffnung schien sich nun im Juni 1812 zu erfüllen. Goethe weilte seit dem 3. Mai in Karlsbad, wo nun Kaiser Franz mit Maria Ludovika (seiner dritten Gemahlin) und mit seiner Tochter Marie Luise, der Kaiserin von Frankreich, erwartet wurden. Und wiederum begrüßte Goethe im Namen der Karlsbader die drei hohen Gäste in drei Gedichten — „Blumen auf dem Weg Ihro des Kaisers Majestät am Tage der höchst beglückenden Ankunft in Karlsbad, allerunterthänigst gestreut von der Karlsbader Bürgerschaft.“ Das erste dieser Gedichte war an die Kaiserin Maria Ludovika gerichtet. Aber gerade dieses sollte zu seinem Leidwesen gegenstandslos werden. Während der Kaiser mit seiner Tochter, der Gemahlin Napoleons, auf zwei Tage nach Karlsbad kam, hatte sich die Kaiserin von Österreich unerwarteterweise sofort zur Badekur nach Teplitz gewandt. Goethe war unwohl geworden, sodaß er in Karlsbad von dem durchziehenden Schwarm der hohen Herrschaften gar nichts zu Gesicht bekam. Er war aber zum Glück wieder gesund, als ihn die Kaiserin nach Teplitz rief. Das Gefallen war gegenseitig gewesen. Der Herzog Karl August, der gleichfalls in Teplitz war, schrieb ihm am 8. Juli: „Die Kaiserin scheint sehr zu wünschen, daß du herkömmt; wenn du ihr vorläsest, würdest du ihr viel Freude machen. Komme doch balde.“ Goethe besann sich keinen Augenblick, die Badekur in Karlsbad wurde unterbrochen, und am 15. war er in Teplitz, wo er nun fast einen Monat verweilte, solange, als die Kaiserin dort blieb. Aus seinen Briefen strahlt das Glück dieser Tage, die er in der Nähe der „unvergleichlichen Dame“ verlebte. Obwohl er sich vorgenommen

hatte, alles Erzählen aufs Mündliche zu versparen, kann er doch nicht umhin, seiner Frau, die inzwischen in Karlsbad geblieben ist, von der Gnade und Auszeichnung, die ihm zu teil wird, zu berichten. Sein Bewillkommungsgebidht darf er jetzt persönlich der Kaiserin vortragen und erntet dafür ihren wie der andern Beifall. Fast alle Morgen hat er das Glück, der Kaiserin vorzulesen, und aus den Tagebüchern weiß man, daß er dazu meist eigne Dichtungen wählte: aus den Elegien, aus Sphigeneie, Pandora, Balladen, den Aufsatz über Diderot, auch Schillersche Balladen und das Leben ein Traum von Calderon. „Sie spricht meistens dazwischen und äußert sich über die bedeutendsten Gegenstände mit außerordentlichem Geist und Originalität. Man kann sich kaum einen Begriff von ihren Vorzügen machen.“ Öfters wird er auch zur Tafel geladen. „Da ist sie denn womöglich noch heiterer und anmutiger als sonst; sie neckt diesen oder jenen von den Gästen und reizt ihn zum Widerspruch und weiß der Sache zuletzt immer eine angenehme Wendung zu geben.“ Es ist dies derselbe Brief, worin er auch von Beethoven erzählt, der zu derselben Zeit in Tepliz war: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen.“ „Der Kaiserin Gnade — heißt es im nächsten Brief vom 27. Juli — scheint täglich zuzunehmen, auch ihre Umgebungen sind mir günstig, und ich kann nicht mehr und nichts besseres wünschen.“ Und am 1. August: „Die Kaiserin sehe ich täglich bei ihr selbst, auf Spaziergängen und Fahrten, bei Tafel, und immer ist sie sich gleich, heiter, geistreich, anmutig, verbindlich, und dabei kann man sagen, daß sie sich immer von neuen Seiten zeigt und jedermann in Verwundrung setzt. Sie hat ein klein Theaterstück in diesen Tagen geschrieben, das ich ein wenig zurechtgerückt habe.“ Das war stark euphemistisch ausgedrückt. Ohne Kompliment gesagt: die Kaiserin hatte die Anregung zu einem dramatischen Scherz gegeben, und Goethe hatte ihn niedergeschrieben oder vielmehr dem Sekretär Vogel diktirt. Es ist das in Goethes Werke aufgenommene kleine Lustspiel: Die Wette. Um den Spaß zu vollenden, sollte es nun von den Liebhaberkräften in der Umgebung der Kaiserin aufgeführt werden, und Goethe selbst ließ sich dazu herbei, die Hauptrolle (die des Vaters Dorn) zu übernehmen. Schon sind die Rollen ausgeschrieben, schon werden Leseprobe gehalten, auch die Allongeperücke für Goethe ist schon zur Stelle — da wird der Dichter wieder von einer Unpäßlichkeit befallen, und die Aufführung muß unterbleiben. Schon seit dem 6. August klagte er über sein Befinden, sodaß ihm die letzten Tage des Zusammenseins mit der Kaiserin getrübt wurden. Und sie selbst war leidend, als sie am 10. August abreiste. „Den 10. abends geht hier alles fort, womit ich bisher gelebt.“ Am folgenden Tage ist er wieder nach Karlsbad zurückgereist.

Er hatte in Tepliz seinen Kräften zu viel zugemutet. Aus einem Brief an Reinhard ersehen wir den starken Eindruck, den er von der Kaiserin empfangen hat. Diese vier Wochen sind ihm „ein reicher Gewinn fürs ganze Leben.“ „Ich darf nicht anfangen, von ihr zu reden, weil man sonst nicht

aufhört. Eine solche Erscheinung gegen das Ende seiner Tage zu erleben, giebt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stirbe und sich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeuge, daß die Natur ewig produktiv, bis ins Innerste göttlich, lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist.“ Aber er schreibt zugleich, das Glück, das ihm widerfahren, „wäre ganz überschwenglich gewesen, wenn mich nicht die Sorge, meine Kräfte möchten nicht hinreichend sein, es auszutragen, oft mitten im Genuß an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte.“ Er fühlt sich erschöpft, er bedarf der Ruhe und Einsamkeit, teils um sich physisch wiederherzustellen, teils um die für seine Arbeit verlorne Zeit wieder einzubringen. So braucht er denn eine förmliche Nachkur in Karlsbad. Ich fange, so schreibt er an Knebel, „nun abermals ein neues Leben in Karlsbad an, wo ich hoffen kann, mich durch Ruhe ins Gleichgewicht zu setzen, das ich denn doch bisher mitunter verloren habe.“ Daß er womöglich das verlorne Gleichgewicht wiederherstellen will, schreibt er auch an Frau von Wolzogen, und der Ausdruck zeigt deutlich an, wie sehr sich sein Zustand einem leidenschaftlichen angenähert hatte. Der Aufenthalt in Karlsbad aber leistet, was er von ihm erhofft. Es kommt ihm zu statten, daß sich die Gesellschaft größtenteils schon verloren hat. „Karlsbad ist nun wirklich wie ausgestorben.“ Er zeichnet, er klopft Steine, das Bad bekommt ihm aufs beste, und als er am 12. September nach Weimar zurückkehrt, ist der zweite Band von Dichtung und Wahrheit nahezu vollendet. Am 4. Oktober schickt er an Frommann das letzte Manuskript, und schon am Ende des Monats kann er den fertigen Band an die Freunde versenden.

Die Verbindung mit der angebeteten Frau aber wurde mittelbar durch den Briefwechsel unterhalten, den Goethe mit der Gräfin O'Donell, ihrer Palastdame, führte. Doch schon der erste Brief der Gräfin berichtete von einer erneuten Unpäßlichkeit der Kaiserin und versetzte den Dichter in die größte Unruhe. „Giebt es irgend eine Gelegenheit, so schreibt er am 28. August, seinem Geburtstag, so bitte, in der Allerhöchsten Gegenwart, meiner als des dankbarsten Knechts zu gedenken, der, ohne von dem Wohlbefinden seiner angebeteten Herrin versichert zu sein, unfähig ist irgend eines Glücks, irgend einer Zufriedenheit zu genießen.“ Und in einem Briefe vom 24. November aus Sena wiederholt er seinen angelegentlichen Wunsch, über das Wohlbefinden „unsrer allverehrtesten Frau und Herrin“ unterrichtet zu werden. Übrigens, schreibt er, habe er sich gegen dritte, obgleich ungern und mit Mühe, von der Angebeteten zu sprechen abgewöhnt. Dasselbe schrieb er in einem Briefe an Reinhard, fügte aber zugleich hinzu: „Ich fühle mich im stillen glücklich, eine solche ungemeine Personalität im Busen immerfort wieder aufzubauen und mir selbst wieder darzustellen, da ich das Glück gehabt habe, ihre besondern Züge mir zu vergegenwärtigen und sie festzuhalten.“ Als er dann im nächsten Frühjahr wieder nach Teplitz reist, ist sein erstes, daß er die Augen ostwärts wendet und in einem sehnächtigen Brief an die Gräfin den Wunsch ausspricht, daß ihm von dorthier einige gnädige und freundliche Blicke möchten entgegenkommen; auch läßt er die Hoffnung durchblicken, daß die Kaiserin auch dieses

Jahr in Tepliz erscheinen werde. Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen, und seine Korrespondentin ließ ihn diesmal solange auf Antwort warten, daß er nahezu die Fassung darüber verlor. Endlich aber, am 1. Juni, kann er seiner Frau mitteilen, „daß ich von Wien sehr erfreuliche Nachrichten habe, die mich überzeugen, daß Ihre Majestät fortfahren, in Gnade und Huld meiner zu gedenken.“ Der Brief, den er tags zuvor von der Gräfin D'Donell erhalten hatte, hat ihn geradezu von einem „entsetzlichen Druck“ erlöst, und er will sich zeitlebens an den Sonntag Exaudi erinnern, an dessen heiterm Morgen er seinen schönsten, heißesten Wunsch erfüllt sah, d. h. Nachrichten erhielt, die ihn über die fortdauernde Huld der Kaiserin beruhigten. Schon am 27. Juni kann er seiner Frau berichten, daß er von Wien abermals einen „himmlischen Brief“ erhalten habe; er ist glücklich, „daß man von Südost etwas höchst erfreuliches vernimmt, da von Nordwest nichts als Unheil zu erwarten steht.“ Das ging wohl auf die Schreckensnachrichten aus Hamburg, das am 30. Mai wieder in Davousts Hände gefallen war. Immer ist er mit seinen Gedanken in Südost, und er verweilt so lange in Tepliz, schreibt er der Gräfin am 24. Juli, weil er sich noch immer nicht von gewissen Hoffnungen trennen kann, denn er kann sich gar nicht denken, „wie Tepliz nur da sein kann, ohne durch jene Gegenwart eigentlich aufgebaut zu werden.“ Und am 5. August, vor seiner Abreise aus Tepliz, schreibt er: „Kann ich hoffen, daß das gnädige und allergnädigste Andenken mir ebenso beharrlich zu teil wird als die Sonne, die noch alle Morgen, wenn sie aufgeht, mir ins Zimmer scheint, so habe ich weiter nichts zu wünschen. Im Glauben halt ich mich daran, doch würde ein sichtbares Zeichen, das mich bald zu Hause aufsuchte, sehr wohlthätig sein.“ In jedem seiner Briefe hatte er sich mit immer neuen zierlichen Wendungen in das Andenken und die Huld der Herrin empfohlen. Ein Geschenk der Kaiserin, das ihren Namen in Sternenzügen enthielt, verwahrte er wie eine Art Talisman, und als nach der Leipziger Schlacht Weimar wieder von Truppendurchzügen heimgesucht wurde, und er seine Kunstschätze zu retten dachte, war es ihm vor allem andern um dieses Heiligtum zu thun. „Die hoch und heilig gehaltenen Namenszüge blickten mich in diesen Stunden der Verwirrung wie glückbringende Sterne freundlich an, als ich sie statt aller übrigen Schätze zu flüchten und zu retten suchte.“

Damit haben wir aber schon über den Zeitraum, den die Briefe dieses Bandes umspannen, hinausgegriffen, und es sei nur noch hinzugefügt, daß von da an der Briefwechsel zwischen Goethe und der Gräfin D'Donell ins Stocken kam. In den nächsten Jahren suchte Goethe seine Erholung nicht in den böhmischen Bädern, er war am Rhein und am Main, und der Wind hatte von Südost in westöstliche Richtung umgeschlagen. Das Bild der Kaiserin blieb ihm gleichwohl tief im Busen haften, und die Nachricht von ihrem frühen Tode — sie starb noch nicht neunundzwanzig Jahre alt am 7. April 1816 — versetzte ihn in einen Zustand, „dessen Nachgefühl ihn niemals verlassen hat.“ Und am 15. März 1820 schrieb er der Gräfin: „Auch ich lebe in Erinnerungen, und da kennen Sie die unauslöschlichen.“

Zu den Liebhabereien, die Goethe in dieser Zeit pflegte, gehörte die des Sammelns von handschriftlichen Briefen namhafter Männer. Er hatte ein Verzeichniß seines bisherigen Besizes drucken lassen und sandte es den Freunden, damit sie es ihm gelegentlich ergänzten. Reinhard erfreute ihn mit einer Anzahl Handschriften von Männern der französischen Revolution und begleitete sie mit kurzen biographischen Erläuterungen. Andres erhielt er durch die Gräfin D'Donell, durch Villers, Lindenau, Zelter und andre. Bekanntlich war Goethe ein leidenschaftlicher Sammler, aber der Zweck war dabei immer ein innerer Gewinn für ihn selbst. Auch das Sammeln von Handschriften war ihm keine bloße Spielerei, es entsprach einem Bedürfnis seiner Natur. „Da mir die sinnliche Anschauung durchaus unentbehrlich ist, so werden mir vorzügliche Menschen durch ihre Handschrift auf eine magische Weise gegenwärtig. Solche Dokumente ihres Daseins sind mir, wo nicht ebenso lieb als ein Porträt, doch gewiß als ein wünschenswertes Supplement oder Surrogat desselben.“ So schrieb er an Jacobi am 10. Mai 1812, der ihm gleichfalls Blätter „von unendlichem Wert“ zugesandt hatte, und den er am 6. Januar 1813 um weiteren Zuwachs anging. Wenn er aber an den alten Freund schrieb, konnte er sich nicht auf das nächste Anliegen beschränken: in diesen beiden Briefen setzte er sich mit Jacobi auch über ihre Differenz in den höchsten Angelegenheiten auseinander. Diese Differenz hatte sich mit den Jahren immer mehr vertieft, doch gerade das dauernde Nachgefühl der einstigen Jugendfreundschaft zwang dazu, sie immer wieder zur Sprache zu bringen. Jacobi hatte ihm kürzlich seine Schrift: „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“ zugesandt, die gegen Schellings Identitätsphilosophie gerichtet war, und da sie auf eine Trennung Gottes von der Natur hinauslief, auch Goethes Grundansicht widersprach, ja ihm als ein Angriff auf die öffentlich bekannten Überzeugungen seines eignen Lebens und Strebens erschien. Andern gegenüber hat sich Goethe, der sich einmal geradezu als zur Identitätsschule gehörig, „ja zu ihr geboren“ erklärt, aufs schärfste gegen diese Schrift Jacobis ausgesprochen und sich ganz auf Schellings Seite gestellt, der in seiner massiven Art den armen Offenbarungsphilosophen mit Keulenschlägen bearbeitete. Auch ist das damals entstandne satirische Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser“ bekanntlich direkt auf Jacobi gemünzt. In den Briefen an diesen selbst spricht er sich über den Zwiespalt ihrer Meinungen gleichfalls mit voller Offenheit aus — das Gegenteil würde „die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen“ —, aber er thut es zugleich mit der Schonung und mit der Weitherzigkeit, die ihm überhaupt eigen ist und in diesem Falle durch das alte Freundschaftsverhältnis noch verstärkt wird. „Die Differenz zwischen uns beiden war schon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Hoffnung, sie selbst bei zunehmendem Auseinanderstreben, durch Reigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu sehen, nicht unerfüllt geblieben ist.“ Jacobi fand lange nicht den Ton, auf diesen Brief zu antworten. Als er aber seine Verstimmung unterdrückend nach Monaten wieder an Goethe

schrieb, das Gedächtnis des einstigen Jugendbundes mit herzlichen Worten heraufbeschwörend, antwortete dieser sofort mit dem schönen Briefe vom 6. Januar 1813, worin er ausführte, wie unter alten Freunden das, was durch die Meinungen getrennt sei, durch die Gesinnung, durch Liebe und Verträglichkeit zusammengehalten werde, und in diesem Zusammenhang stehn die oft angeführten Sätze, die den hohen Standpunkt der Goethischen Denkart auf unvergleichliche Weise bezeichnen: „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen. Siehst du, so steht es mit mir, und so wirke ich nach innen und außen immer im stillen fort, mag auch gern, daß ein jeder das Gleiche thue.“

Wie empfindlich er aber sein konnte, wenn er auf Ansichten stieß, die auch nur scheinbar seiner Naturbetrachtung entgegengesetzt waren, das zeigt in höchst bezeichnender Weise der Anstoß, den er an einer Stelle in Hegels Phänomenologie nahm. Wir erfahren es aus einem bisher unbekannten Brief an Seebeck vom 28. November 1812. Goethe hatte das Zitat (irrtümlicherweise als ein Zitat aus Hegels Logik) in einem eben erschienenen Buche des Arztes Troxler gefunden. Sie lautet: „Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüte, und man könnte sagen, daß jene von dieser widerlegt wird; ebenso wird durch die Frucht die Blüte für ein falsches Dasein der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieser. Diese Formen verdrängen sich als unverträglich miteinander, aber ihre flüssige Natur macht sie zugleich zu Momenten der organischen Einheit, worin sie sich nicht nur widerstreiten, sondern eins so notwendig als das andre ist, und diese gleiche Notwendigkeit macht erst das Leben des Ganzen aus.“ Das sind echt Hegelsche Gedanken in echt Hegelscher Prägung. Ihr Sinn ist vollkommen deutlich und deckt sich im Grunde ganz mit Goethes eigner Ansicht, wie sie z. B. in der Metamorphose der Pflanzen durchgeführt ist. Aber ihn störte die paradoxe, damals noch neue Sprache der Hegelschen Dialektik. In den Borderfägen war scheinbar die Unverträglichkeit der wechselnden Naturformen, die Aufhebung ihres Zusammenhangs ausgesprochen. Goethe überfah in seiner Erregung den Nachsatz, der diesen Zusammenhang wiederherstellt, und doppelt verdrößlich war ihm, daß ein Mann wie Hegel, auf den er so große Stücke hielt, eine richtige Idee „sophistisch verfracht und durch künstlich sich einander selbst aufhebende Worte und Wendungen verneint und vernichtet“ habe. „Es ist wohl nicht möglich, etwas Monstroses zu sagen. Die ewige Realität der Natur durch einen schlechten sophistischen Spaß vernichten zu wollen, scheint mir eines vernünftigen Mannes ganz unwürdig zu sein.“ Seebeck macht ihn dann auf den Sinn der aus dem Zusammenhang gerissenen Stelle aufmerksam, und es

gelingt ihm, den Erzürrten zu beruhigen. Goethe erklärt jetzt, daß Hegel bei ihm entfühnt sei, und wirft die Schuld für das Mißverständnis auf Troxler, der durch die Art des Zitats den Irrtum begünstigt habe, „daß wir unsern Vorfahren nichts schuldig sind, ob er gleich, wie man im Zusammenhange sieht, das Entgegengesetzte sagen will.“

Und nun wäre noch des schönen Trostbriefes Erwähnung zu thun, den Goethe am 3. Dezember 1812 an Freund Zelter sandte, als dessen Stieffohn seinem Leben ein Ende gemacht hatte, sowie des andern Trostbriefes, den der Geheime Rat v. Voigt von ihm empfing, als dessen einziger Sohn im Frühjahr 1813 an den Nachwirkungen seiner Gefangennahme durch die Franzosen gestorben war; beides die Zeugnisse herzlicher Teilnahme aus dem Innersten einer männlichen Freundesseele. Aber was wäre nicht alles noch zu erwähnen? — sein fortdauerndes Interesse am Weimarer Theater und an den wissenschaftlichen Instituten in Jena, die schönen Worte über Freund Wielands Hingang, die Bemerkungen zu Niebuhrs römischer Geschichte; dann was er mit Seebeck Optisches, mit Döbereiner Chemisches, mit Schelver Botanisches, mit Bergrat Lenz Mineralogisches, mit Meyer Kunstgeschichtliches, mit Einsiedel über die Übertragung Calderons, mit Riemer, der ihm seine Druckschriften korrigiert, über Sprachreinigung verhandelt, nicht zu gedenken der eigentlichen Geschäftsbriefe und derer, die er nach Hause, an Gattin und Sohn, schrieb. Gerade innerhalb eines so kleinen Ausschnittes, wie ihn die Briefe dieses einen Bandes darstellen, springt der ungeheure Reichtum dieses Lebens doppelt sichtbar ins Auge. Seine unendlichen Verzweigungen sind ebenso erstaunlich, wie die Energie der Zusammenfassung in sich selbst. An dem Inhalt des einen Bandes mag man ermessen, welche Schätze aus dem Briefwechsel zu heben sind, und wenn einmal die ganze Sammlung vollendet ist, wird es eine schöne und dankbare Aufgabe sein, durch eine geeignete Auswahl diese Schätze zu einem allgemeinen Besitz der Nation zu machen. W. E.



Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haerhaus

5



o unklar die Vorstellung ist, die man sich im deutschen Vaterlande von der Wallonie und besonders von Malmédy macht, so widersprechend sind auch die Angaben über Gegend und Stadt in den geographischen Handbüchern und der Reiselitteratur. Da heißt es einmal: „Malmédy, die Perle der Westeifel,“ ein andermal: „Malmédy, das Nizza des Hohen Venns“ und schließlich: „Malmédy, die freundliche Ardennenstadt.“ Der Begriff „Eifel“ ist so unbestimmt,